

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 67.

Montag, 19. März

1928.

(14. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

(Nachdruck verboten.)

Von Walter von Nummel.

Bergnügt begrüßten ihn die beiden Bootsinsassinnen. Ihre Gesichter waren strahlend, von Lust, Wind und Sonne erhitzt und gebräunt. Marie Rose trug im Haar einen Kranz aus blauen Anemonen, um den Hals ein Gewinde von Schlüsselblumen.

Sie reichte ihm die Hand. „Schön guten Morgen zu wünschen, mein hoher Gemahl. Du scheinst fürtrefflich geruht zu haben. Wir haben indes die ganze Insel umlaufen. Ich danke dir sehr, daß du mit mir hierher gegangen. Hier ist wahrhaftig das Paradies.“

„Hübsch, stimmungsvoll, idyllisch, das gebe ich zu. Aber „Paradies“ dürfte eine Hyperbel sein.“

„Du scheinst, armer Mann, mit dem unrichten Tuche aus deinem großen Himmelbettchen gesprungen und nicht gerade rosiger Laune zu sein. Laß' uns ins Haus gehen. Ich habe einen herzhaften Appetit.“ Sie nahm seinen Arm und zog Ried mit sich fort.

Gertrud eilte ihnen voran. „Ich will nach der Schwester sehen, sie benötigt vielleicht meine Hilfe.“

„Da ist Sie nicht gerade sehr früh daran“, brummte ihr Ried nach.

„Was habt Ihr auf einmal gegen das hübsche Kind?“

„Nichts.“

„Aber, lieber Herr von Ried . . .“

„Kirchberg.“

„Mein herzliebster Joseph Maximilian Reichsfürst von Kirchberg, Ihr seid in einer geradezu schauerhaften Laune, sagt, ist das so Euer gewöhnlicher Durchschnittshumor? Da müßt' ich's mir sehr ernsthaft noch überlegen, ob ich wirklich Frau von Kirchberg werden wollte.“

„Das seid Ihr bereits.“

„Nicht, daß ich wüßte. Ein Wort von mir, und die Maske fällt.“

„Ein Wort, das Ihr nicht mehr sprechen könnt.“

„Wiegt Euch nicht in allzu großer Sicherheit, lieber Ried. Es gibt Frauen, die mit den Männern spielen, wie die Kake mit der Maus.“

„Die sehen anders aus als Ihr. Aber heute habt Ihr allerdings eine gewisse Freude, mich zu quälen. So kann und darf das nicht weitergehen, Marie Rose. Wenn wir nicht nur während der Nacht, sondern auch tagsüber getrennt sind, werden die Schaffnersleute zweifellos Verdacht schöpfen.“

„Aber im Gegenteil. Wir führen eben Gatten vor, die sich schon lange kennen, zeigen eine abgekühlte, eine à la mode-Ehe, wie es Tausende, wie es deren Zehntausende gibt.“

„Zum mindesten müßt Ihr als Frau ein geringes Maß von Interesse haben, wie Euer Mann untergebracht ist, müßt mich gelegentlich einmal auf meinem Zimmer besuchen.“

„Das ist wohl nicht so nötig, als Ihr denkt. Aber wenn Ihr befiehlt, bin ich selbstverständlich Eure ganz gehorsame Dienerin.“

„Wann darf ich Euch also erwarten? Nach Tische?“

„Da muß ich etwas ruhen. Die Lust hat mich müde gemacht.“

„Das könntet Ihr am besten gleich bei mir besorgen.“

„Wo denkt Ihr hin? Statt eines Daumenkissens würdet Ihr mir ein Polster voll von Vorwürfen unter den Kopf schieben. Ja, wenn Ihr besser gelaunt wäret, da ließe sich vielleicht darüber reden.“

„Wann aber kommt Ihr dann?“

„Wenn ich geruht habe. Sagen wir, so ungefähr um die dritte Nachmittagsstunde.“

„Ich kann mich darauf verlassen?“

„Wie auf den Fels Petri.“

In etwas gebesserter Stimmung trat Ried mit Frau von Héricourt in das Haus. Die auf seinen und Marie Roses ausdrücklichen Wunsch gemeinsam mit den Schaffnersleuten eingenommene Mahlzeit verlief unter munteren und fröhlichen Gesprächen. Nach Tisch trennte man sich. Engels gingen an ihre Arbeit. Gertrud hatte so manches nachzuholen, Frau von Héricourt und Ried suchten ihre Zimmer auf.

Bei Ried machte sich die durchwachte Nacht und die anstrengende Nachsuche des Morgens geltend. Angezogen legte er sich, wie er war, auf sein Bett und versank nach einer Minute in tiefen Schlaf.

Punkt 3 Uhr klopfte es an seiner Türe. Er hörte es nicht. Erst das dritte und sehr vernehmliche Pochen weckte ihn. „Der Teufel auch.“ Er sprang mit einem Satz aus dem Bette. „Herein.“

Die Türe öffnete sich handbreit, und Gertruds brauner Spitzbubenkopf schob sich lächelnd herein. „Man stört doch den gnädigen Herrn nicht etwa?“ Sie blickte auf das zerknitterte Bett. „Euer Gnaden haben sicherlich schon wieder einmal geschlafen?“

„Kaum eine Minute. Sie wünscht?“

„Frau von Kirchberg lassen fragen, ob sie willkommen sei?“

„Selbstverständlich.“

Gertrud öffnete die Tür ganz. „Da sind Ihre Gnaden schon selbst.“

Frau von Héricourt trat in die Tür. „Wir sind unglücklich, daß wir deinen Schlummer gestört haben, lieber Joseph Maximilian. Ah, komm' Sie nur gleich mit herein, Gertrud, komm' Sie. So alte Eheleute wie wir haben nicht mehr viel Geheimnisse. Ich will ja nur nachsehen, ob Herr von Kirchberg wirklich so schlecht gebettet ist, daß er vor Morgengrauen keinen Schlaf findet. Da kann Sie gleich von Nutzen sein, es bestellen und weitergeben, wenn ja etwas fehlen sollte. Aber es scheint mir da wenig zu fehlen. Ein breites pompöses Bett — wir müssen uns mit ganz schmalen Bettchen behelfen. Nicht, Gertrud? Und die herrlichste Aussicht über den See zu den Bergen hinüber. Ich sehe schon, lieber Joseph Maximilian, du hast keine schlechte Wahl getroffen. Da kann man ja wirklich nur gratulieren.“

„Danke verbindlich.“

„Das klang nicht sehr freundlich. Warum denn so finster? Wo mag es da nur wieder einmal fehlen?“

„Ich und finster?“ Er lachte hell und laut auf. „Ich freue mich im Gegenteil wie der Sultan, daß zu gleicher Zeit zwei hübsche Gesichter bei mir auftauchen. Denn ich hörte im Neuenburgischen erzählen, daß, wenn ein Mann mit einer Frau oder einem Mädchen allein und

unbelauscht im Zimmer Rousseaus zusammentrifft, es ihm freisteht, es ihm, wenn er kein Mummelkreis ist, sogar zur Pflicht gemacht wird, mit dieser Frau, mit diesem Mädchen, allen gesellschaftlichen Krimstrams beiseite zu werfen, die Rückkehr zur Natur zu feiern.“

„Wie meinst du das, lieber Joseph Maximilian?“
„So mein' ich es.“ Schon hatte er der erstaunten und überrumpelten Gertrud und, von ihr wegeilend, der ebenso überraschten Frau von Héricourt einen kräftigen und gewalttätigen Kuß auf die Lippen gedrückt. „Nichts als ein Friedens- und Freundschaftskuß, eine Art Formalität, ein Gebot der Pietät gegen das Andenken des großen Mannes. Sie kennt doch diese Sitte sicherlich längst, Gertrud?“

„Zum erstenmal, daß ich heute davon höre, und bin schon oft in diesem Zimmer gewesen!“ antwortete Gertrud, halb belustigt und halb verschämt sich mit dem Tüchlein über den Mund wischend.

„Zum erstenmal? Da müßt ich dann vollkommen falsch berichtet sein.“

„Komm' Sie, Gertrud.“ Frau von Héricourt trat auf das Mädchen zu. „Sie braucht nicht zu erschrecken. So sind die Männer nun einmal. Sie wird das noch kennen lernen. Wir wollen diesen verbotenen Kuß nun wieder auslöschen.“ Sie küßte das Mädchen behutsam und lang auf den Mund, zog es näher an sich heran.

Es war ein Bild, dieses eng umschlungene Paar, die schöne, volle und reife Frau in inniger Freundschaft mit dem schlanken, jungen Mädchen verbunden. Nicht anflug, dachte Ried. Frau von Héricourt hatte den einzigen Bundesgenossen, den sie auf der Insel gegen ihn haben konnte, mit raschem Blicke erkannt und ihn bereits an sich gefesselt. Er wünschte die gute Gertrud, so süßlich und reizend sie war, lebhaft nach ihrem Heimatstädtchen Nidau zurück.

Frau von Héricourt gab Gertrud wieder frei und ließ ihre Arme sinken. „Laßt uns gehen, der Tag ist so schön. Man darf ihn nicht im Zimmer versitzen. In der Türe angekommen, wandte sie sich noch einmal um. „Joseph Maximilian, willst du mir das Vergnügen machen, uns zu begleiten?“

Er nickte kurz und folgte. Sowie sie die Stiege hinter sich hatten, legte Frau von Héricourt ihren Arm in den Gertruds und zog sie mit sich fort. Um Ried kummerte sie sich weiter nicht.

Er ging Gertrud zur Seite, kam aber nicht zu Worte. Denn die beiden taten, als wenn sie allein auf der Welt wären, plauderten, lachten, sangen und banden Kränze. Endlich glückte es Ried, Gertrud etwas zu fesseln. Sie nahm seine Artigkeiten und Komplimente freundlich entgegen. Nachdem er sich eine Stunde redlich mit ihr abgeplagt, machte sie einen plötzlichen Knix. „Redet so weiter. Es ist niedlich zum Anhören, von Euch darf ich es auch gut annehmen, Ihr seid ja ungemein glücklich — Ihr seid verheiratet.“ Sie knixte nochmals tiefer und lachte. Frau von Héricourt aber fuhr ihr mit der Hand liebevoll über den Scheitel und streifte Ried mit einem übermütigen Seitenblicke.

Das ging nun diesen Tag so weiter. Das war die nächsten Tage nicht viel anders. Frau von Héricourt zeigte sich nie mehr ohne ihre Kampfgenossin, die braune, junge Inselhexe. Ried erkannte bald, daß er immer in die Dornen greifen würde, so lange er die geschlossene Front der Beiden gegen sich hatte. Er mußte versuchen, sie zu trennen. Plötzlich wurde ihm auch klar, wie das vielleicht möglich wäre. Kirchberg? Kirchberg mußte Gertrud von Frau von Héricourt loslösen.

Von diesem Augenblicke an, wo Ried wieder einen Weg vor sich sah, hatte er seine gute Laune, hatte er seine volle Sicherheit wieder gefunden. Er wurde ein guter Spielgefährte, er war Frau von Héricourt gewachsen, konnte noch auftrumpfen und schlug beide oft aus dem Felde.

Er begann auch auf einmal, sich tagelang von den Beiden zu trennen. Er begleitete Gabriel Engel, wenn dieser mit seinem großen Rege zum Fischfang ausfuhr, ging mit ihm in den Wald oder den Weinberg, in den Stall und aufs Feld. Gabriel Engel wies dabei Ried eines Tages ein Schreiben des Vogtes von Nidau, in dem dieser den auf der Insel weilenden Herrn von

Kirchberg im Namen und im Auftrag der gnädigen Herren von Bern der Fürsorge des Schaffners gelegentlich empfahl und ersuchte, ihm alles nur mögliche Entgegenkommen zu beweisen. „Junfer Ried“, lachte Engel, „Ihr seid wirklich ein Teufelskerl. Bringt es noch fertig, Euch unter falschem Namen durch die gestrengen Ämter empfehlen zu lassen.“

Ried freute sich, daß Engel nunmehr gedeckt und gesichert war. Kirchbergs Vetter, der Wiener Gesandte, hatte gute und rasche Arbeit getan.

Eines Tages, als Ried wiederum mit Engel zum Fischfang ausgefahren war, kehrte er überhaupt nicht wieder. Der Schaffner brachte statt seiner nur einen Brief an Frau von Héricourt mit. Sie erbrach ihn und las:

„Der Schäfer hat die Schäferin
Am heut'gen Tag verlassen.
Nur Suchen war sein ganzer Sinn
Und konnt' sie doch nit fassen.
Nun mußt im Inelgarten
Du seiner Rückkehr warten.“

Sonst fand nichts in dem Briefe. Selbst, wie lange sie auf ihn zu warten habe, fand er nicht der Mühe wert, ihr mitzuteilen. Sie war ärgerlich. Auch dem Schaffner hatte er nichts hinterlassen. Gabriel Engel brachte mündlich nur höchst unbestimmte Botschaft mit, dahin lautend, Herr von Kirchberg werde eine Reihe von Tagen, eine Woche, vielleicht auch noch länger ausbleiben. Er bitte sie, sich nichts abgehen zu lassen und sich vergnügte Tage zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Mein neuer Hut.

Von H. M. Franklin.

Johanna sah mich kritisch an. „Was du wirklich nötigst“, sagte sie, „ist ein neuer Hut.“

Ich nahm meinen alten ab und setzte ihn verkehrt wieder auf. „Würde er so nicht noch gehen?“ scherzte ich.

„Was du wirklich nötigst hast“, wiederholte Johanna verständnislos, „ist ein neuer Hut.“

„Durchaus nicht“, entgegnete ich. „Es gibt Dinge, die ich nötiger habe. Das große Los, zum Beispiel.“

„Was du dir sofort anschaffen mußt“, sagte Johanna, die Erörterung abschneidend, „ist ein neuer Hut.“

Ich seufzte, vielleicht ein wenig zu vernehmlich. Ich war diesem meinem Hut sehr zugetan; er war mir mehr als ein Freund als ein Hut.

„Willst du mir versprechen, daß du dir gleich einen besorgen gehst?“ sagte Johanna, in jenem Ton, der eher ein Befehl als eine Frage ist.

„Nein“, sagte ich, mit gewinnendem Freimuth. „Dann werde ich dafür sorgen, daß Du es tust.“

Ich seufzte wieder, aber ich sagte nichts.

Ein und eine halbe Stunde später führte mich meine Frau in einen Hutladen. „Ich möchte einen Hut für diesen Herrn“, wandte sie sich an einen wohlwollenden alten Herrn hinter dem Ladentisch.

„Meine Mutter sucht stets die Hüte für mich aus“, erklärte ich lächelnd über den Ladentisch.

Der wohlwollende alte Herr lächelte gleichfalls. Wenigstens fing er zu lächeln an. Dann begegnete er Johannas Blick, und das Lächeln verschwand von seinem Gesicht, als ob jemand es mit einem Schwamm weggewischt hätte.

„Um — gern, gern“, bemerkte er, ein wenig verwirrt. „Einen — einen Hut für den Herrn, sagten Sie? Gern, gern.“

Und er ergriff den ersten besten Hut, der ihm in die Hände kam und stülpte ihn mir auf den Kopf.

„Bei solch einem Hut“, murmelte ich, unter vergeblichen Anstrengungen, einen Blick in den Spiegel zu werfen, „bei solch einem Hut halte ich es stets für einen Vorteil, vorn über der Krempe ein paar Gucklöcher zu haben. Man sieht dann viel leichter, wo man geht, und die Verkleidung ist genau so wirkungsvoll.“

Jemand nahm mir den Hut von der Nasenwurzel, auf der er ruhte.

„Ein wenig zu groß“, sagte sanft der wohlwollende Verkäufer.

„Nicht zu groß!“ sagte Johanna streng.

„Nicht zu groß“, bestätigte demütig der Verkäufer. „Würde der Herr mal diesen probieren?“

Ich probierte ihn. „Das ist schon was ganz anderes“, sagte ich, mich bewundernd im Spiegel betrachtend. „Aber

ich glaube, man muß ihn mit einem Gummiband unterm Kinn tragen, meinst du nicht auch, Johanna? So ist er ein wenig schwer zu balancieren."

Johanna riß ihn mir hastig vom Kopfe. Sei endlich vernünftig, Robert", sagte sie mit gedämpfter Stimme, als der Verkäufer uns gerade den Rücken zudrehte, um in seinen Vorräten zu wählen. „Wir sind doch nicht zum Vergnügen hier."

Ohne mich zu wehren, gestattete ich Johanna und dem Verkäufer, mein unverteidigtes Haupt mit jeder erdenklichen Putart und Putform zu bedecken, die ihr ausschweifender Geschmack für mich möglich hielt. Ich trat hierhin, ich trat dorthin, blieb stehen, drehte mich um, drehte mich zur Seite, hielt den Kopf schief, hielt den Kopf gerade, kurzum, ich wandte mich nach allen Richtungen, ganz wie ihre jeweiligen Kommandos von mir heischten. Ich vereinigte in einer Person den idealen Gatten, den idealen Hutfunden und den idealen Hutmannequin.

„So", sagte Johanna schließlich, „der paßt, du kannst ihn gleich aufbehalten, Robert."

Ja, selbst da unterwarf ich mich mit Grazie. Denn ich bin jetzt sechs Jahre verheiratet, und ich weiß, daß es ganz ameklos ist, seiner Frau klarmachen zu wollen, daß kein Mann, der sich dieser Bezeichnung für würdig hält, trohen Herzens einwilligt, in einem erbsgrünen Belourhut Aufsehen zu erregen.

„Ich möchte den alten mitnehmen", sagte ich. „Wollen Sie ihn mir, bitte, in eine Kiste tun."

Wir gingen schweigend nach Hause — Johanna im Schweigen des Triumphes, ich selbst bedrückt von der schreienden Abscheulichkeit des Dinges, das auf mein Haupt gekommen war. Auf der Hälfte unseres Heimweges kamen wir über eine Brücke. Ein seltsamer Zufall wollte es, daß ich drei oder vier Schritte hinter Johanna war, als wir gerade in der Mitte waren.

„Oh!" schrie ich plötzlich, und gleichzeitig klatschte etwas auf die Wasserfläche unter uns auf.

Johanna fuhr herum. „Um Gottes willen, was ist passiert?"

„Mein Hut! Mein schöner neuer Hut! Der Wind blies ihn mir vom Kopfe! Ich fürchte, er ist in den Fluß gefallen."

Ich lehnte mich ängstlich über die Brüstung. Die erbsgrüne Gemeinheit legelte ruhig stromabwärts. An Rettung war nicht zu denken.

Johanna blidte mich tatsächlich sehr argwöhnisch an. „Ich habe keinen Wind bemerkt!", sagte sie langsam.

„Nicht?" rief ich aus. „Das sollte man nicht für möglich halten! Aber ich sagte dir gleich, daß man einige dieser Hüte nur mit einem Gummiband unter dem Kinn tragen kann. Ist das nun nicht zum Verrücktwerden?"

„Ich möchte es noch etwas ganz anderes nennen", sagte Johanna mit vernichtender Kälte.

Die Situation schien mir dringend nach einem etwas versöhnlicheren Abschluß zu verlangen. Ich dachte einen Augenblick nach. Dann kam mir die Erleuchtung.

„Wie wär's, wenn wir noch einen Hut besorgten?" sagte ich einfach. „Ich meine natürlich — für dich."

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, daß iener Tag noch recht harmonisch — wenn auch etwas anstrengend — verlief. Ich trage meinen alten Hut noch heute. Er ist mir weit mehr ein Freund denn ein Hut.

(Berechtigte Übersetzung von Bruno Glaser.)

Amor in der Tierwelt.

Von Miss Hermann.

Amor bei den Tieren? — Liebe im gefühlsmäßigen Sinn, sowie Widerwille, hervorgerufen durch körperliche oder seelische Eigenschaften, gelten als Sonderrechte des Menschen, obwohl die Natur, die frühere Jahrhunderte zwischen Mensch und Tier aufgerichtet hatten, im Lauf der letzten Jahre erheblich niedriger geworden ist.

Geht nun Amor mit seinen Pfeilen wirklich an den Tieren vorüber? Bührt die, ganz wahllos, nur der Naturtrieb zueinander? In meiner langjährigen Beobachtung der Tiere nun habe ich gerade auf diesem Gebiet einige kleine Gesichten erlebt, die mir zu denken gaben.

Da ist zunächst die Affäre Mudel! . . . Mudel war ein Brachteremplar von einem Dadel, mit seidenglänzendem, schwarz- und gelbgemustertem Fell und Beinen, um die ihn jede Barockmode hätte beneiden können. Seine Herrinnen waren zwei ehr- und tugendsame ältere Damen, in deren Hause ich wohnte, und die auch von ihrem vierbeinigen Freund Ekeloskeit verlangten. Mudel war in diesem Punkt durchaus anderer Ansicht und hatte sich bis über beide Ohren in unser Gegenüber verliebt; dies war eine Hündin, die eine Kreuzung zwischen Muff und irgend einem Rötter

war. Mudel lautete herzzerreißend, um zu seiner Angebeteten zu kommen und stürzte sich nachts fast zum Fenster hinaus. Morgens freuten wir uns im voraus auf den Augenblick, wo die in den Garten führende Tür geöffnet wurde, durch die Mudel mit einem wahnstinnigen Schrei, in dem die ganze Liebe und Sehnsucht seines kleinen Hundeherzens lag, ins Freie stürzte, sich am Zaun, der ihn von „Ihr" trennte, auf die Hinterbeine stellte, und ein herzzerbrechendes Ständchen begann. Wir waren roh genug, uns darüber köstlich zu amüsieren.

Eines Morgens nun brach dieser bewußte Schrei plötzlich im schönsten Crescendo ab — es folgten einige unartikulierte Laute, Mudel kniff den Schwanz ein, machte kehrt, sah sich scheu um, lief ins Haus zurück, legte sich in eine Sofaede, rollte sich zusammen und schlief . . . schlief fast zwei Tage, ohne sich um seine Liebste zu kümmern. Die Sache war zu auffallend, um nicht einen Grund zu haben. Was war geschehen? . . . Die Hündin war geschoren worden! . . . Nichts mehr von der haarigen Molligkeit! . . . fast und dünn sah sie da . . . sie hatte sozusagen einen Ruditopf! . . . und den mochte er nicht . . .

Und dann die Geschichte mit meiner Kaze Dorimene! . . . Dorimene war, wie ihr für eine Kaze immerhin ungewöhnlicher Name verrät, ein entzündend großzügiges und zierliches Persönchen . . . eine Kolofoadame! Prezios und verliebt war sie auch, und zwar, o Schreden! . . . fast ständig!

Also — es half nichts; Dorimene, die nie das Haus verließ, mußte ein Ehegespons haben, doch — woher nehmen? Unsere Köchin Kati löste das Problem kurzerhand, indem sie eines Tages aus dem Marktkorb neben Zuder und Gemüse einen Riesenfater hervorzauberte. Wir erschrakten und entrüsteten uns zwar, aber da er nun einmal da war, warum sollte schließlich dieser Kaken-Adonis nicht erst eine Damenbekanntschaft machen, bevor man ihn zurückschickte? Es wurde ein herrliches Hochzeitsmahl aus Fleisch und süßer Milch hergerichtet, und dann sperrte man die beiden in die Brautkammer.

Nach einiger Zeit erhob sich ein gewaltiger Lärm, der uns veranlaßte, indistinkterweise die Tür zu öffnen. Der Anblick war jammervoll. Alle Töpfe waren zerbrochen, die Milch war verschüttet — das Fleisch hatten sie getressen. Der unglückselige Brautwerber aber sah mit blutenden Ohren und einem herabhängenden Fellsehen zitternd und mauzend an der Tür, und seine Augen flehten um Entlassung; Dorimene sah stumm und erbost in einer Ecke . . . Wir boten ihr in den nächsten Tagen noch zwei weitere Ehemänner an — alle hatten das gleiche Schicksal. Da tauchten wir die rabiate Kakenmaid um in Brühilde.

Wir hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, als uns Nr. 4 ins Haus gebracht wurde; er war bid, faul und gefräßig; Brühilde schien für ihn nicht zu existieren, desto mehr interessierte sie sich diesmal für ihn! Es war entzündend zu sehen, wie sie mit ihm kokettierte, sich auf den Boden legte und sich schmachend ihm entgegen beugte; er blinzelte nur träge und fraß . . . Und da geschah das Unerhörte! Brühildens Augen funkelten plötzlich wütend, sie sprang auf, stürzte sich auf den Ahnungslosen und ohrfeigte ihn mit ihren Pfötchen links und rechts; wie Trommelschläge wirkten sie gegen seinen diden Kopf. Das imponierte ihm! . . . Kakenkinder aber gab's keine. Brühilde starb kinderlos . . .

Das merkwürdigste Beispiel aber für die „Macht der Liebe" und zugleich für das, was man im Volksmund „Verschauen" nennt, ist folgende Begebenheit, die mir von durchaus glaubwürdiger Seite mitgeteilt wurde.

Eine Familie besaß eine ungewöhnlich schöne Angorakaze, die ebenbürtig vermählt werden sollte, wie sich's für eine Kaze aus vornehmerem Geschlecht gehörte. Man aing zu der Zeit, da sich in Bella die Sehnsucht nach der Liebe regte, auf die Brautschau. Inzwischen hatte sich der Ruf von Bellas Schönheit unter den Kakenherren des Ortes verbreitet; alle machten ihr Fensterpromenade; alle sangen ihre gefühlsvollsten Lieder. Bella war fest eingesperrt und wurde ständig bewacht, damit sie keine Mihehe eingehen könne. Alle Bewerber ließen sie kalt, bis auf einen. Bei diesem bewährte sich die berühmte Anziehungskraft des Don Juans, denn um einen solchen handelte es sich zweifellos, seinen unzähligen Narben, Quarten nach zu urteilen. Im übrigen war er rot-haarig, häßlich und struppig. Bei seinem Anblick gebärdete Bella sich wie eine Wahnsinnige — man bewachte sie nur um so schärfer, bis ihr endlich der „Ebenbürtige" angetraut wurde, mit dem sie denn auch brav die Ehe einging. Pflichtschuldigst gebär sie ihm vier Kakenkinder . . . drei davon waren bei der Geburt dider Kollbällchen und machten ihren schönen, vornehmen Eltern alle Ehre . . . das vierte aber war ein Naturwunder: eine rot-haarige Bauernkaze . . . das getreue Abbild des Vielgeliebten, mit dem sie nie eine Ähnlichkeit austauschen durfte.

Eine Familientragödie erlebte ich mit meiner Wellen-

stischen, von denen man behauptet, sie könnten nur paarweise leben, und wenn ein Ehepartner stirbt, so gräme der andere sich zu Tode. Hänsel und Gretel trugen ihren Namen „Inseparables“ mit Recht. Sie herzten und schnäbelten sich, legten Eier, bebrüteten sie ein paar Tage, um sie dann aus dem Nest zu werfen, sie wie einen Ball im Käfig umherzutollern oder sie gar aufzufressen. In dieses zwar unmoralische, augenscheinlich aber sehr vergnügliche Eheleben kam eine tiefe Verstimmung, als Gretel eines Tages ein Stück der unteren Schnabelhälfte verlor und also keine matellose Schönheit mehr war. Von diesem Augenblick an beantragte der Ehemann Trennung von Tisch und Bett. Fraßen sie vorher einträchtig aus dem gleichen Napf, so stieß er sie jetzt unfreundlich beiseite und hatte nach ihr mit dem Schnabel; sahen sie sonst zum Schlafen eng aneinandergedrückt auf ihrer Stange, so traktierte er sie nun solange mit Schnabelstichen, bis sich das arme Geschöpf zitternd und betrübt in eine einsame Ecke flüchtete.

Alle Annäherungsversuche ihrerseits, jedes bittende „Piep“ wurde mit Robott, Schimpfen und Kreischen abgewiesen. Schließlich hatte sie infolge der fortgesetzten Mißhandlungen blutige Beulen auf dem Kopf, und wir beschlossen, das arme Tier lieber zu töten, als es quälen zu lassen. Unsere alte Fledermaus jedoch erbettelte Gretel für sich und nahm sie mit. Gretel strafte die ganze Wissenschaft Lügen; es fiel ihr gar nicht ein, zu sterben, sondern sie lebte als geschiedene Frau noch mehrere Jahre sehr vergnügt weiter. — Hänsel aber fand seine Meisterin! Ich suchte ihm nach meiner eigenen Methode eine „eneraische“ Frau aus. Nach alter Gewohnheit wollte er sie wieder verprügeln, als sie sich ihm zutunlich und schmeichlerisch näherte — — anfangs erschrak sie sichtlich; dann verlor sie — nicht etwa in Schweiß, sondern in tiefes Nachdenken und ... haute wieder! — Diese Ehe ist sehr glücklich geworden.

Hygiene und Heilkunde

Die Blinddarmentzündung als Todesursache in Preußen. Die Blinddarmentzündung, die erst gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr Beachtung fand, als sich die Möglichkeit bot, sie operativ mit Erfolg anzugreifen, ist auch in der Statistik der Heilanstalten Preußens erst seit dem Jahre 1903, von der Bauchfellentzündung getrennt, als Einzelkrankheit aufgeführt. In der amtlichen Todesursachenstatistik erscheint sie als besonders ausgeprägte Todesursache nicht vor 1906. Wie der Amtliche Preussische Pressedienst einer Übersicht der Statistischen Korrespondenz entnimmt, zeigt sich von 1903 bis zum Beginn des Weltkrieges ein fast gleichmäßiger Anstieg von Jahr zu Jahr, wobei das männliche Geschlecht einen allerdings immer geringer werdenden Vorsprung hatte. Im letzten Vorkriegsjahr ist die Zahl der Behandelten bereits etwa $\frac{5}{4}$ mal so groß wie im Jahr 1903. Mit Beginn des Weltkrieges gehen dann die Aufnahmen zurück, hauptsächlich beim männlichen Geschlecht, wobei allerdings beachtet werden muß, daß die Heilanstaltsstatistik nur die Zivilbevölkerung umfaßt, während die Todesursachenstatistik auch die Militärpersonen einschließt. Bereits im Jahr 1913 ist die Zahl der behandelten männlichen Personen auf etwa die Hälfte des letzten Vorkriegsjahres gesunken, geht aber bis zum Ende des Krieges nur noch wenig weiter zurück. Die Zahl der behandelten Frauen sinkt im Jahr 1915 um etwa $\frac{1}{4}$ gegenüber dem Stande des Jahres 1913, nimmt aber schon im Jahr 1916 wieder etwas zu und hält sich mit kleinen Schwankungen bis gegen Ende des Krieges etwa auf gleicher Höhe. Sofort nach Beendigung des Krieges vollzieht sich wieder ein Umschwung. Die Zahl der Behandelten steigt fortgesetzt an, übertrifft bereits 1921 trotz der Gebietsverringerung den Stand des Jahres 1913 und überschreitet im letzten Berichtsjahr 1926 die 100 000; sie hat sich also in den letzten fünf Jahren wiederum mehr als verdoppelt. Insgesamt ist also in noch nicht ganz 25 Jahren die Zahl der an Blinddarmentzündung in den allgemeinen Heilanstalten Preußens Behandelten auf das 12- bis 13fache der Zahl von 1903 gestiegen, also im Verhältnis weit stärker als die Zahl der Gesamtbehandelten in den Anstalten dieser Art, die sich gegenüber 1903 kaum mehr als verdoppelt hat. Die starke Abnahme der Anstaltssterblichkeit namentlich in den letzten Jahren steht im umgekehrten Verhältnis zur wachsenden Zahl der Aufnahmen und dürfte in erster Linie mit den häufiger gewordenen Anstaltsbehandlungen auch leichterer Fälle, in zweiter mit der frühzeitigen Überführung Blinddarmentkranker in die Anstalten zusammenhängen, wodurch ein operativer Eingriff noch im Frühstadium ermöglicht wird, was die Lebensgefahr erheblich herabsetzt. Auch die Fortschritte in der operativen

Technik, die richtige Wahl der Zeit bei Spätoperationen werden ohne Zweifel einen gewissen Anteil an dem Verabgehen der Anstaltssterblichkeit haben. Im übrigen ist die Anstaltssterblichkeit der Männer stets etwas höher als die der Frauen. Die auf 10 000 Lebende berechnete Sterbeziffer schwankt in der Zeit vor dem Kriege zwischen 0,54 (1912) und 0,63 (1911); jedenfalls ist eine gleichmäßige Zunahme nicht vorhanden. In der Kriegszeit zeigt sich nun ein Sinken der Sterbeziffer mit schroffem Abfall von 1914 zu 1915 und weiterhin von 1917 zu 1918; ihren Tiefstand erreicht die Gesamtschmerziffer der Blinddarmentzündung indessen erst im Jahr 1919 mit 0,42. Seitdem erfolgt ein nur im Jahr 1923 unterbrochener Wiederanstieg, und in den beiden letzten Jahren wird auch die Höchstsiffer der Vorkriegszeit nicht unerheblich übertroffen. Überall zeigt sich eine deutliche, zwischen 15 (1918) und 60 v. H. (1924) schwankende Mehrsterblichkeit des männlichen Geschlechts. Seit 1919 ist dessen Sterbeziffer bei der Blinddarmentzündung um fast 90 v. H., die des weiblichen um noch nicht 60 v. H. gestiegen. Die Sterblichkeitszunahme in den letzten Jahren ist also im wesentlichen auf eine vermehrte Sterblichkeit des männlichen Geschlechts zurückzuführen.

Die Kunst des Schlafens. Obgleich der Schlaf als der größte Erhalter des Lebens“ gilt und wir alle gern schlafen, wissen doch die wenigsten, wie man schlafen soll. Auch das Schlafen ist eine Kunst, die freilich vielen als glückliche Gabe von der Natur mitgegeben ist, ohne daß sie sie erst zu erlernen brauchen. Da aber schlechter Schlaf immer häufiger den nervösen Menschen von heute verliert, so sind die Regeln sehr beachtenswert, die ein Psychologe in einem englischen Fachblatt für das Schlafen aufstellt. Wie viele beklagen sich, daß sie am Morgen „müde aufwachen“. Das ist nach der Ansicht dieses Gelehrten kein Wunder, denn wenn sie sich ins Bett legen, dann legen sie sich ein Kissen unter den Kopf, ja, sogar zwei und drei Kissen. Das ist ein großer Fehler, denn der Kopf kommt dadurch in eine erhöhte Lage. Die richtige Art zu schlafen aber ist die, sich mit den Füßen in höherer Lage niederzuliegen. Das Gleichgewicht des Blutkreislaufes, das für den Schlaf so wichtig ist, wird durch die Hochlagerung des Kopfes gestört. Der Kopf soll mit dem Körper sich in gleicher Lage befinden, und nur der Nacken bedarf einer Stütze. Der unwissende Wilde, der ein Stück ausgehöhlten Holzes beim Schlafen unter seinen Nacken schiebt, handelt nach dem ihm eigenen sichereren Instinkt sehr viel richtiger. Die beste Unterlage beim Schlafen ist eine Rohhaarmatratze, die den Gliedern die notwendige Stütze verleiht und zugleich eine gewisse Elastizität besitzt. Die natürliche Stellung beim Schlafen ist die, daß man auf der rechten Seite liegt mit dem Gesicht nach Osten. Die Füße sollen warm sein und der Kopf kalt. Man soll es sich zur Regel machen, daß, wenn man am Morgen von selbst aufwacht, man dann nicht wieder einschläft. Dieser „zweite Schlaf“ bringt keine Stärkung und Erfrischung.

Scherz und Spott

Schwedischer Humor.

Eines Tages gab Frau Johansson ihrem Mann einen Brief und bat ihn eindringlich, ihn erst zu öffnen, wenn er in seinem Kontor sei. Herr Johansson sah etwas überrascht aus, nahm aber den Brief und öffnete ihn erst an der bestimmten Stelle. Da las er: „Ich bin leider gezwungen, Dir etwas mitzuteilen, was Dir viel Kummer und Schmerz bereiten wird. Es ist nicht meine Schuld, aber du mußt es wissen. Die ganze vorige Woche habe ich schon gewußt, daß dieser schwere Augenblick kommen müsse. Nun kann ich es nicht länger verhehlen, es muß heraus, und ich bitte Dich, ich flehe Dich an, mir nicht allzu schwere Vorwürfe zu machen, sondern statt dessen zu versuchen, mir zu helfen, so daß wir das schwere Unglück gemeinsam tragen können.“ Auf Johanssons Stirn verlor der kalte Schweiß. Er war auf das Schlimmste vorbereitet. Er las weiter: „Wir haben nämlich weder Holz und Kohle mehr. Sei so freundlich und Sorge dafür, daß wir möglichst schnell Brennstoff nach Hause bekommen. Ich habe dich mindestens zehnmal erinnert, aber Du hast es immer wieder vergessen. Darum schreibe ich.“ Johansson bestellte sofort Kohlen und Holz.

Zwei junge Mädchen ergehen sich am Abend im Garten und tauschen ihre Geheimnisse aus. „Ich möchte für mein Leben gern wissen“, flüsterte die eine, „ob mich Dad wirklich liebt!“ — „Aber natürlich tut er das!“ beruhigte sie die Freundin, „warum sollte er gerade bei dir eine Ausnahme machen?“